

# Die West im Bild

Unterhaltungsbeilage zur ostmärkischen Tageszeitung Die Presse

Verlag der G. Dombrowski'schen Buchdruckerei in Thorn

16

Sonntag, den 16. April

Nr. 16



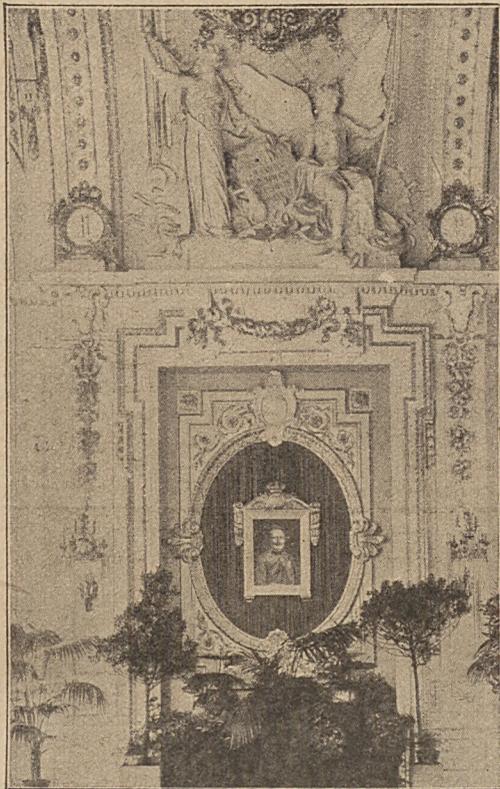
Phot. Franz Ditto Koch, Berlin

## Graf Haeseler im Westen

Mitte Januar hat Generalfeldmarschall Graf Gottlieb v. Haeseler seinen 80. Geburtstag begangen. Nicht daheim in den schlichten Räumen seines Gutes, sondern im Felde, auf dem westlichen Kriegsschauplatz. Und auch nicht durch rauschende Festlichkeiten, sondern still und bescheiden. Unser Bild zeigt den alten Gottlieb — so heißt er in seinem früheren Mezer Armeekorps noch immer — bei der Besichtigung eines Neubaus für militärische Zwecke, zu dem er jedenfalls Anregung gab und Angaben machte. Und nun übt er wahrscheinlich Kritik an dem Werk.

Mich erinnert dieses Bild an einen Augenblick aus meiner Mezer Dienstzeit: unser Regiment hatte eine neue Kaserne bezogen, und nicht weit davon sollte ein Offizierskasino errichtet werden. Als auch dieser Bau fertig war, wurde ein kleiner Garten darum angelegt mit Bäumen und Buschwerk. Und eines Abends, als wir unseren Kaffee holten, sahen wir den Grafen vor der Anlage stehen, wie er den Gärtner rief, wie er sich einen Eisenstab reichen ließ und das Einsehen von Jungbäumen bestimmte. Er ruhte und rastete nicht eher, bis ihn die Nacht überfiel. Seit jener Stunde

weiß ich, daß Haeseler vor keiner Arbeit zurückscheut. Und so ist es für alle, die ihn persönlich gekannt haben, selbstverständlich, daß er draußen im Felde ist, und daß er überall dort mit seinem Rute einspringt, wo er wegen seines Alters mit der Tat zurückhalten muß. Und überall, wo er sich zeigt, jubelt ihm die Mannschaft zu, zumal jene, die einst unter seinem Kommando gestanden haben, und die heute auch schon gereifte Männer des Landsturms sind. Denn wenn er auch im Dienst sehr streng ist, so hat er doch so viel schöne menschliche Eigenschaften, daß man ihn verehren muß. \*\*



In Lille: Im deutschen Theater

## Der Kriegsgarten

Von Wilhelm Schuffen

Unmittelbar vor unserem Haus breitet sich eine bis an die Mauern heranfließende Rasenfläche aus. Davan stoßen weite Felder; an deren Rand dunkelt der Wald. Wir können vom Fenster aus mit bloßem Auge die äsenden Rehe vor dem Walde zählen, können im Winter vom Hunger hergetriebene Rebhühnerketten dicht bei unserem Gartenzaun betrachten. Das Haus steht am äußersten Saume der Stadt. Wir müssen auf die eine oder andere Bequemlichkeit verzichten, deren sich die Bewohner der inneren Stadtteile erfreuen, wo die Warengeschäfte stehen und die Brunnen plätschern, aber dafür blaut uns die Freiheit, die frische Luft, die Weite ringsum.

Wir haben die Wohnung im Sommer gemietet, da die Rasenfläche ihr wonnigstes Antlitz zeigte, und wir sind wohl der Wiese wegen gerade auf dieses Haus verfallen. Ein-

Das Unmögliche ist zur Tatsache geworden: deutsche Künstler und Handwerker haben das neue Theater in Lille fix und fertig gemacht und, wie man sich an diesen Bildern überzeugen kann, es ist nicht schlecht ausgefallen. Als im Herbst 1914 deutsche Truppen Stadt und Festung Lille besetzten, fanden sie beim Bahnhof das Theater im Rohbau; aber erst im Winter 1915 übernahm ein geschickter Ingenieur-Hauptmann die Leitung, dem eine Schar selbgrauer Kunstjünger half, den Mäusentempel in Schwung zu bringen. Das war nicht leicht, da die ganze Innenausstattung des Zuschauerraums wie der Bühne aus einem Nichts geschaffen werden mußte und kein Pfennig dafür ausgegeben werden durfte. Ja, wenn der Deutsche will, gelingt ihm alles. Und die Selbgrauen in Lille sind an dem Theater froh.

mal ist denn auch der Frühling über den Ager geschritten, Schmetterlinge haben sich über enziablauen Flecken, über süßem Maßliebchenschnee, über strahlendem Primelgold geschaukelt. Bienenscharen haben die bunte Trift bevölkert, Hummeln als große, tönende dunkle Punkte ihre temperamentvolle, entschlossene Linie über den wunderbaren Halmenwald gezogen. Schwüler Heuduft ist in Wogen aufgestiegen.

Dann kam der Krieg. Und alles war zu Ende... Zwar ist die Wiese so tapfer abgeräumt worden wie in den früheren Jahren, vielleicht noch rascher. Das Gras wuchs nach, das Grumt ward gemäht und heimgelohft. Vieh weidete auf der herbstlichen Narbe. Kinder stürmten ihre frohen Spiele in die herbstliche Trauer. Nebeltücher flatterten über den leeren Plan; die letzten Schwalben strichen über seine Fahlheit... Das Weiß des Winters ging nieder.

Aber das dünkte uns nun alles fern und fremd, wie erzählt aus ferner, gestorbener Zeit. Unsere Sinne waren abwesend, unsere Gedanken fort.

Die Wiese gehört einem Herrn X, der sie alljährlich an einen Herrn Y verpachtete und im



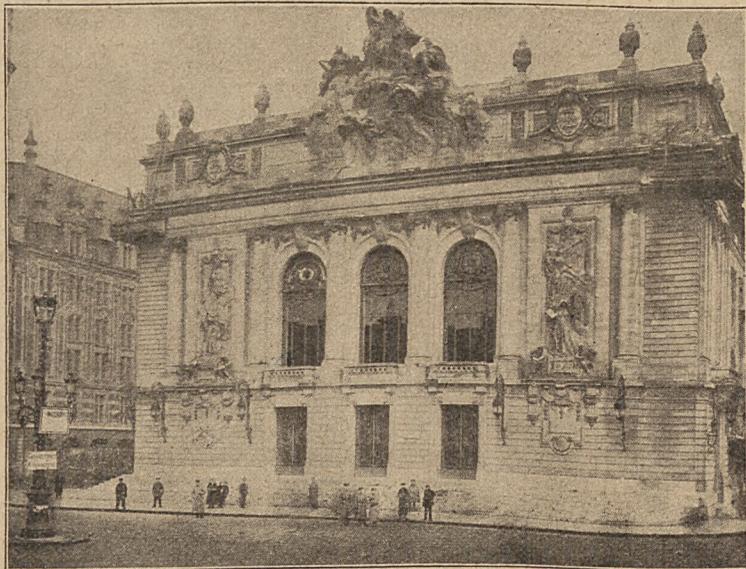
In Lille



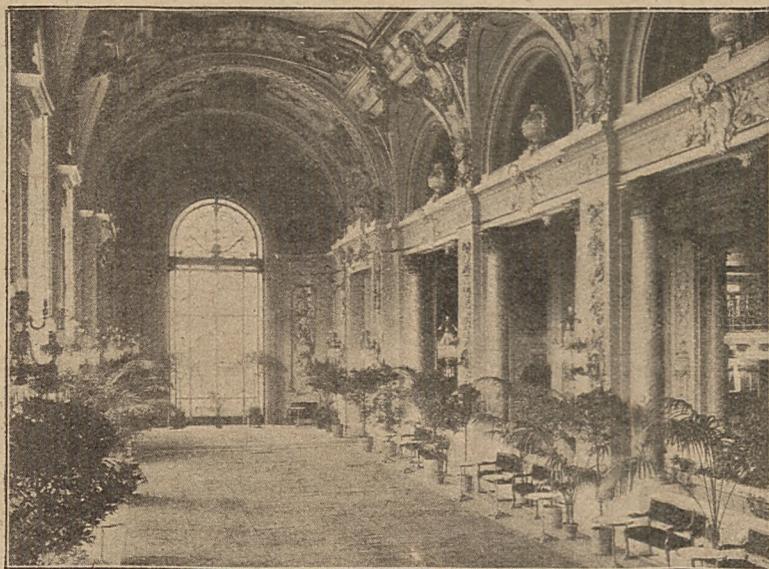
In Lille: Im deutschen Theater

übrigen darauf wartete, bis der Baugrund den ersehnten Preis erreichte. Das interessierte uns nicht. Wenn einmal zu bauen begonnen würde und die Wiese verschwände, zögen wir aus; darüber brauchten wir nicht zu reden, das war stillschweigendes Uebereinkommen. Eines Tages hieß es, die Wiese wäre unentgeltlich einem Vereine zur Verfügung gestellt worden, der sie wiederum als Gartenland an ärmere Familien abzutreten gedente. Nun erfuhren wir auch den Namen des Besitzers. Es war ein Herr J. B. Gros.

Erst erschrafen wir ein wenig. Dann versuchten wir uns an das plöbliche Ereignis zu gewöhnen. Das war auf alle Fälle sehr lobenswert von diesem Herrn J. B. Gros. Jede weitere Kartoffel und jeder weitere Gemüsesack waren während des englischen Hungerkrieges von Wert. Die Wiese würde leider verschwinden; es war eben Kriegszeit. Wie wir hörten, würde der scheidende Verein für die Umzäunung der neuen Gartenfläche sorgen,



In Lille: Die Hauptfassade des deutschen Theaters



In Lille: Im deutschen Theater



Die Frau im Kriege



Eine Friseurschule in Berlin

Phot. Berliner Ill.-Gesellschaft



Galizische Schöne

Bitte, nehmen Sie Platz! Eine zarte Frauenstimme flötet den Mann mit den Bartstoppeln also an, und der setzt sich willig in den Stuhl und läßt sich von den weichen Händen einseifen! Nun, uns kann's recht sein! Wenn einer schweren Herzens ist, mag er die galizische Schöne ansehen, und es müßte nicht mit rechten Dingen zugehen, wenn sich seine Lachmuskeln nicht bewegten. Der Kopf des Bauern ist für Malersleute wie geschaffen. Und die Fliegerbombe? Die lassen wir lieber unbesprochen! \*\*



Ruthenischer Bauer



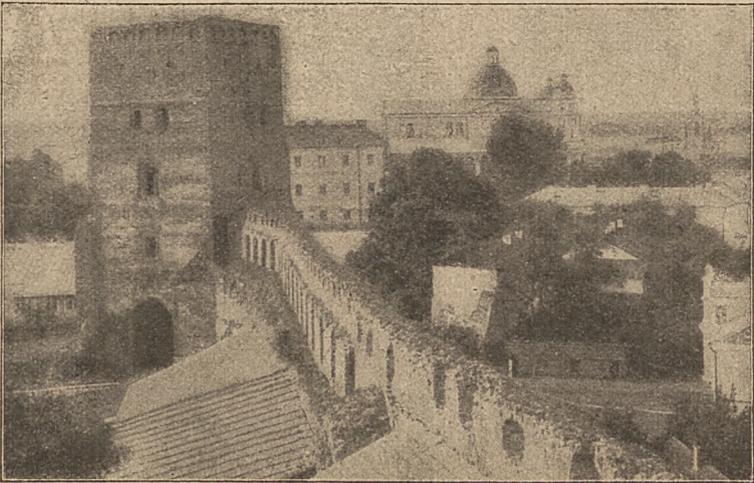
Eine Fliegerbombe, abgeworfen von einem Flugzeuggeschwader in Sieghelm

laufendes Wasser einrichten, Saatkartoffeln zu billigem Preise abgeben, und der Bezirksgärtner Huttelmaier würde den Anbau leiten.

Wir hatten nicht viel Zeit zu weiteren Betrachtungen. Zwar warf der Aprilzorn noch einmal einen ohnmächtigen Schnee darüber. Eine Traueranzeige meldete den Tod des Bezirksgärtners Huttelmaier. Aber schon am übernächsten Tag erschien dessen Sohn mit kurzem Urlaub aus der Kaserne in Militärhose, gestrickter Kappe und Militärmütze. Er brachte eine Maßschnur auf einer Rolle mit und maß die Fläche aus. Eine Pflugschar legte den Rasen um. Grenzplöße wurden eingeschlagen. Zimmerleute traten an. Ein gewaltiges Klopfen und Hämmern erhob sich aus der Stille. Ein gefälliger Zaun erstand. Die Wasserleitung ward gelegt, Zementtröge herbeigeschafft; blinkende Versuchstrahlen schossen in die Becken. Eine Gruppe von Männern und Frauen sammelte sich am Eingang: die Teilung der ewig ungeteilten Erde begann. Arme mit zeigendem Finger lösten sich aus der Gruppe. Sonderwünsche wandern über die Fläche: Die Ecke dort wäre mir die liebste; hier gleich am Zaun ließe sich eine Ruhebank erstellen; dort läge man näher beim Brunnen, hätte zwar etwas Häuserschatten; dort säße man zu dicht beim Eingang. Doch das Los entscheidet, also das Glück, der Zufall, der Fall der Würfel, das Schicksal im kleinen wie im großen, die Fügung einer unergründlichen Vorsehung.

Der Gärtner Sohn gibt die ersten Anleitungen. Alsdann sucht man sein gewonnenes Stück Erde

auf, stellt Vergleiche an, nicht befriedigt, schluckt den einen oder anderen Wunsch gewaltsam hinunter, überlegt den Anlageplan: hier ein Weg und dort ein Weg, hier Kartoffeln, dort Möhren, Wirsing, Bohnen und Erbsen. Schaufel und Hacke werden eingekauft. Die Ausgabe schmerzt ein wenig; aller Besitz bringt Sorgen. Frühzeitig legt man sich heute zu Bette. Man will morgen beim ersten Hahnenschrei vom Lager springen. Die Nacht verrinnt sanft unter lockenden Träumen vom jungen Garten. Nun hat man wieder einmal süß geschlafen, selbst den Krieg und seine Not und alle die Angst um Mann und Sohn für eine selige Weile vergessen können. Ein kleines Stück Erde, das einen persönlich anging, nahm die ganze Traumkraft in Anspruch. Schon schoß das Gemüse empor. Zarter Salat hatte sich geköpft, rote Bohnenblüten flammten im Windblau, Rettiche von nie erhörter Größe verrieten sich unterm Blättergrün, ungeheuerliche Sonnenblumen leuchteten vom Zaun, dunkle Rosen glühten am Rand der Beete. Man hatte einen neuen glanzweißen Tisch erworben und prachvolle Korblehnsühle erstanden. Der Vater war plötzlich wieder vom Krieg zurück, Kinderjubiläum erfüllte den sonnigen Fleck. Man tafelte ganz wie die Reichen, trank Rheinwein, aß Kuchen und rauchte Importzigarren von fabelhafter Größe und Güte... Doch da raffelt der Wecker. Sofort geht's heraus. Seit langem ist man nimmer so früh und so leicht aus den Federn gekrochen. Ob man wohl der erste am Platze sein wird? Der erste



Die polnische Festung Łuzk



Die belgische Festung Namur

kann immer nur einer sein. So war man für heute wenigstens der dritte. Unter Umständen würde man den Becker eben vorrücken...

Der Garten belebt sich. Frauen in hellen Kopftüchern, barfüßige Buben und Mädchen erscheinen. Männer kommen und hängen Rock und Weste am Zaun auf. Spaten blitzt im Blau. Dunkle Erde fliegt aus den Schaufeln. Spitze Ellbogen bewegen sich automatisch. Flirrende Strahlen schießen aus bunten Siebkannen. Um Mittag verebbt das Treiben. Am Abend, nach Geschäftschluß, ist hier Hochbetrieb. Einige der benachbarten Grundbesitzer kannten wir schon nach wenigen Tagen.

Der dicke gemütliche Alte mit den himmelblauen Neugleiten, dessen Land unmittelbar an die uns nächstliegende Zaunseite stößt, heißt Kölle. Er hat rotes, kurzgehaltenes Haupthaar, das indessen über dem rosenroten Antlitz geradezu brandgelb wirkt. Er hat sich als erster eine Bank am Zaun zurechtgezimmert. Herr Kölle taucht etwa um die achte Stunde auf, um zehn Uhr bringt ihm seine Frau einen Krug Bier nebst Imbiss, um elf verläßt er den Schauplatz. Am Nachmittag läßt er sich durch einen gedungenen Jungen ersehen, der mit dem bloßen Fuß den Spaten bezwingt und dem Kindervolk riesig imponiert, weil er nebenbei einen Staren zähmt.

Neben Kölles Gartenland arbeitet ein Fräulein Paula an der Seite ihrer Mutter. Paula trägt blauen Rock und rote Bluse. Eben geht der Gärtnersohn wieder auf die beiden zu. Er erklärt ihnen zum soundsovieltennmal, wie man den Rasen nutzbar unter den Humus gräbt. Dabei strahlt er über das ganze Gesicht. Er nimmt dem Fräulein Paula den Spaten ab, sticht wildfrisch drauflos und lächelt seltsam innig zu seinen rein reffortmäßigen Erläuterungen. Sein Mund ist weich und werbend, von einer lautereren Gültigkeit verschönt, und die Zähne blitzen selig unter dem dunkeln Bartstreifen. Der blaue Gartenwind fährt dem Fräulein in die dunkeln Haare, hebt eine verzwirbelte Strähne wie eine Aureole ins goldene Licht, umschürt

die knappe Fülle des rosenroten Mieders, küßt den gebräunten bloßen Hals. Paula hebt ihr rotüberlaufenes Gesicht in holdeste Verwirrung auf; ihr bebender Mund ist halb geöffnet; ihre Blicke gleiten scheu und lauernd über den Garten hinweg; sie geniert sich ein wenig, daß der Gärtnersohn sich so beflissen ihrer Sache an-

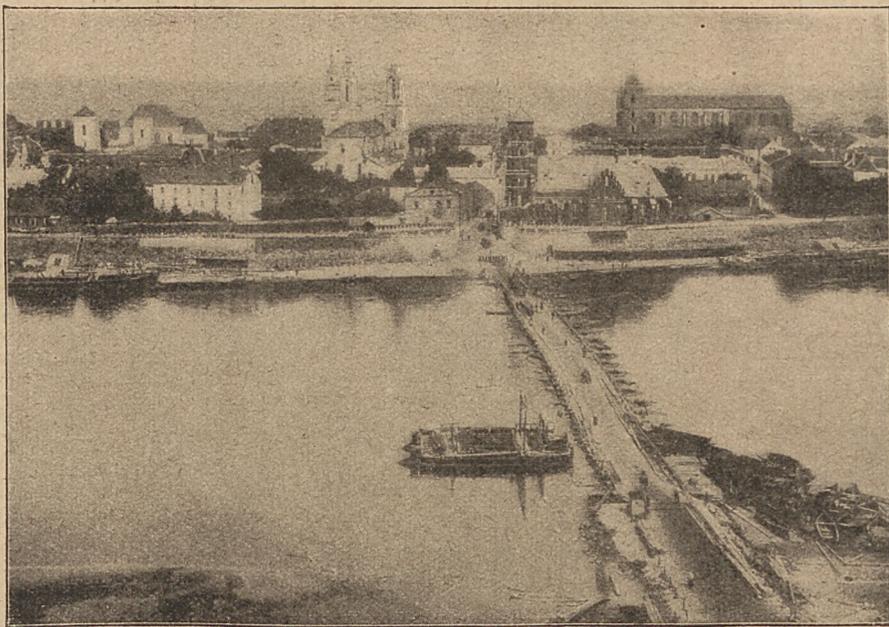
nimmt. Ein strahlender Zitronenfalter flattert wie eine betrunkene Sonne über das Gartenbraun. Kein Mensch außer dem Fräulein sieht ihn. Das Gartenland absorbiert alles Interesse.

Der Herr Fetter gleich nebenan ist der Unverwundlichen einer. Er schreitet nimmer anders als mit gesenktem Kopf und gekrümmtem Rücken, die Blicke zärtlich auf die teure Scholle geheftet, die Arme für die nächste Tat bereit. Sein Weib ist von gleichem Schlag; sie passen zusammen wie ein Auge zum anderen. Die weibliche Gehälte hat ein braunes, schmales Gesicht, aber volle, feste Arme und ebensolche Waden. Ein Rudel Kinder umwirbelt sie beständig. Sie schilt, mahnt, scherzt und meistert das Gezappel und hält gleichzeitig mit ihrem Mann am Beete Schritt. Hin und wieder zerzt der Blauswind oder das kleinste der Kinder an ihrer Schürze und nimmt die Kulissen vor dem grellvioletten Unterrock hinweg, daß die glührote Bluse der Paula wie ausgelöscht erscheint.

Dem Angrenzer Bücheler ergeht es besonders hart neben so viel angeborener, ungestümmter Kraft und Tüchtigkeit. Sein Beet will nicht wachsen, die Schollenfläche nicht abnehmen. Er schwitzt beinahe Blut, sein Antlitz ist blaß und spitz. Er hat Rock und Weste abgelegt, trägt ein neues Jägerhemd, hat aber Stehtragen und Krawatte anbehalten. Immer wieder muß er sich erschöpfen auf den Spaten stützen und kopfschüttelnd den unverwundlichen Fetterischen Geheuten zuschauen. Nervös kraut er sich im Haar, verweilt mit lächelnden Augen eine Weile auf der löblichen Bank, worauf der alte Kölle sitzt und einen Krug an den Mund setzt, schiebt den Hut zurück, fährt mit der Hand über die Stirn und spritzt den Schweiß von den Fingern, stemmt die Rechte in die Lende, schlenkert die Beine in den Knien, macht eine energische Bewegung und greift schließlich mit erneuter verzweifelter Tapferkeit sein Schollenstück an. Es geht hier nicht anders: der Rhythmus der Masse reißt alles unwidderstehlich mit. Ordo und Tempo empfängt der



Die Stadt Wilna



Die Festung Kovno

me vom Ganzen. Festhafte alte Kölle die beabsichtigte nicht einmal der doch hier sozusagen stert, darf so oft, ste, dem Fräulein erungen an die S eines Gesamtheitsge en Tage an über an die nächsten hoch darüber hin auch wir anderen Kriegsgartens sin

Herr unser vergessen haben eben geholt, ungegledert, nommen weitergegeg land muß wenn die

Der S das köstl tet im glühen Rosen t rote Jo Der g Fetter Luftw Büche Berli hend hoch brau sein Wa stei aus

Er S d

G

ne vom Ganzen. Nicht einmal  
 sephafte alte Rölle darf seinem  
 die beabsichtigte Zeit widmen,  
 nicht einmal der Gärtnersohn,  
 doch hier sozusagen als Direktor  
 plert, darf so oft, als er es gern  
 ste, dem Fräulein Paula mit Er-  
 terungen an die Hand gehen. Ein  
 mes Gesamtheitsgesetz schwingt vom  
 en Tage an über allem, prallt sieg-  
 an die nächsten Häuser und bran-  
 hoch darüber hinaus.  
 uch wir anderen in der Nähe die-  
 Kriegsgartens sind längst nicht mehr



Drahtverhaue vor russischen Festungen

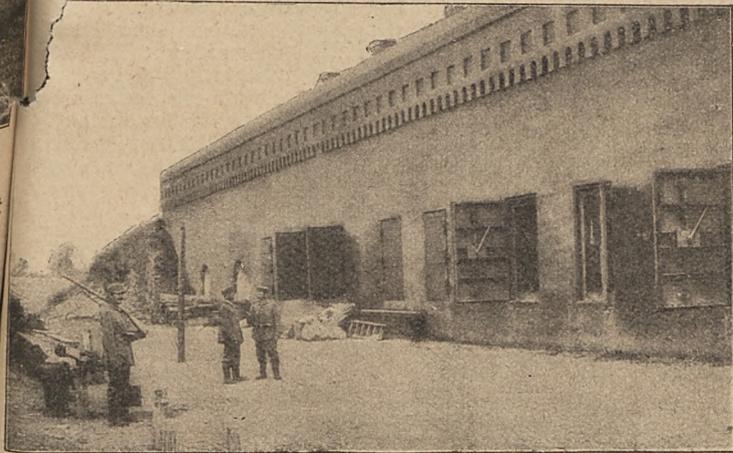
## Zarathustra in Feldgrau

Deutscher Generalstabsbericht

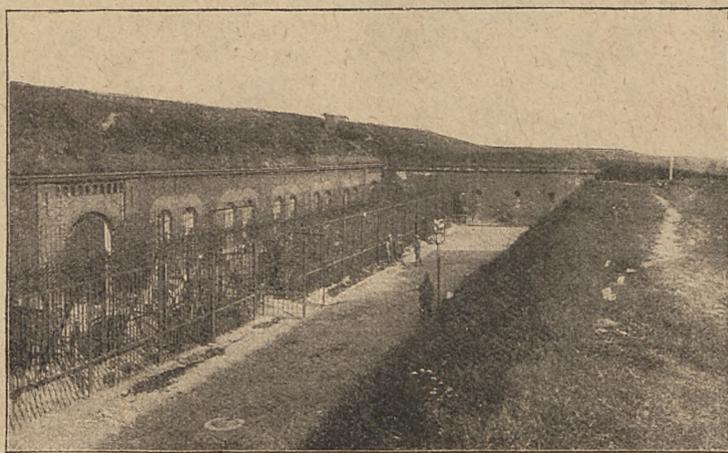
Ich liebe den, welcher goldne Worte  
 seinen Laten vorauswirft und immer  
 noch mehr hält, als er verspricht.

Deutsch-englische Vetternschaft

Zwischen den Nehnlichsten gerade  
 lügt der Schein am schönsten; denn  
 die kleinste Kluft ist am schwersten zu  
 überbrücken.



Festung Dönowice



Festung Lomza

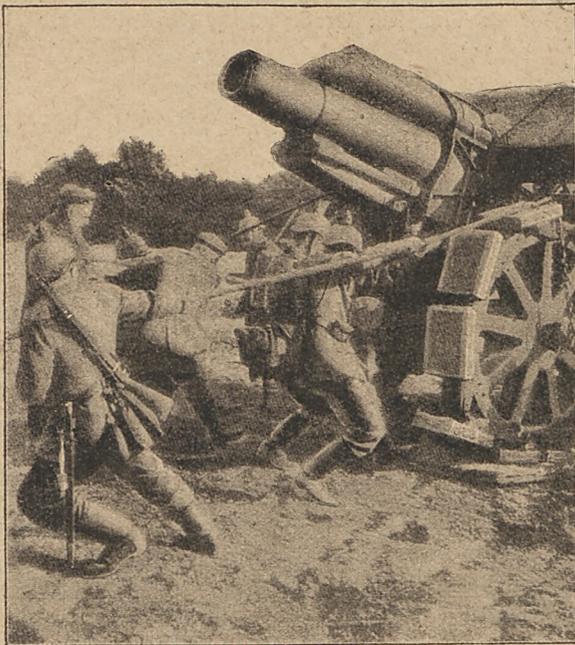
Herr unser selbst; wir haben längst die Wiese  
 vergessen und das Schauen aufgegeben. Wir  
 haben ebenfalls Spaten und Harke aus dem Keller  
 geholt, unsere Gärten dem Kriegsgarten an-  
 gegliedert, dessen gewaltigen Rhythmus über-  
 nommen und ihn an die nächsten Nachbarn  
 weitergegeben. Und unser deutsches Vater-  
 land muß zuletzt ein einziger Garten werden,  
 wenn die Engländer es haben wollen.

Der Sonnenwind jagt schwelgerisch über  
 das köstliche Stück Land. Der Garten leuch-  
 tet in vielfältigsten Gemüsegrün. Violett  
 glühen an den Beeträndern; kommende  
 Rosen träumen in den Knospen. Eine ziegel-  
 rote Popfmasche erstrahlt im bewegten Blau.  
 Der große violette Unterrockfleck der Frau  
 Zetter reißt den Blick an sich. Ein scharfer  
 Luftwirbel dreht die Krawatte des Herrn  
 Bücheler, daß die weiße Unterseite aufblüht.  
 Verliebt stürzt sich der Wirbel auf die blü-  
 hende Bluse der Paula, bricht sich an einem  
 hochgehobenen gleißenden Hackenstahl,  
 braust schäumend auf, mengt sich den Am-  
 seln ins Blut, überspringt die vollgrüne  
 Wand der nächsten Baumreihe, wirft sich  
 steil auf und fegt die letzten Wolkengebilde  
 aus der Bahn.

Eines Vormittags war keine Seele im  
 Kriegsgarten. Die Trauerglocke klagte. Drei  
 Schüsse krachten. Der Gärtnersohn war in  
 den Argonnen gefallen.

Aber schon am Nachmittag zeigte der  
 Garten wieder sein altes Gepräge. Nur die  
 rote Bluse der Paula war ausgeblieben.

## Bilder zum Festungskrieg

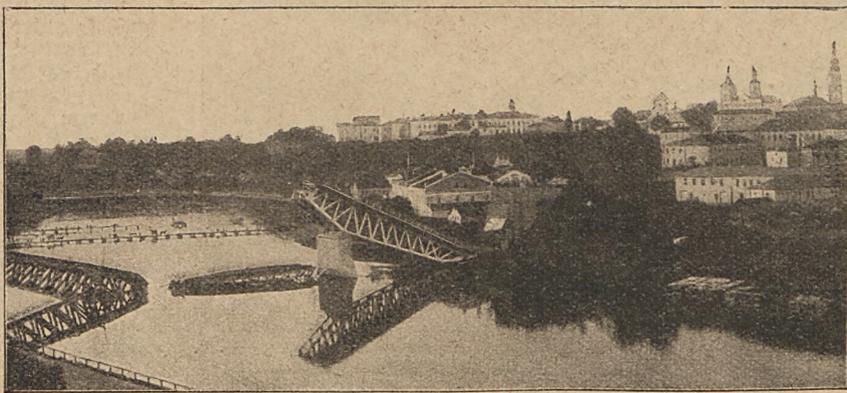


Ein deutsches Belagerungsgeschütz

## Kriegschronik

10. März: Englischer Entsatzversuch bei Kut el Amara gescheitert.  
 Säuberung des Rabenwaldes, nördlich Verdun, 687 Gefangene.  
 Deutsche Verluste an Flugzeugen im Februar 6, die englisch-französischen 20.
11. März: Erfolgreicher Sturmangriff der Sachsen bei Ville-aux-Bois.  
 Säuberung des Cumierewaldes nordwestlich von Verdun.
12. März: Verlustreiche Angriffe der Franzosen westlich der Maas.  
 Die Beute vor Verdun vom 29. Februar bis 12. März: 26 472 Gefangene, 189 Geschütze, 232 Maschinengewehre.
13. März: Nordamerikanische Expedition gegen Mexiko.  
 Sieg Salandras in der italienischen Kammer.
14. März: Amtliche deutsche Erklärung gegen Gerüchte über Minderung des U-Boot-Krieges.  
 Schlacht am Kilimandscharo (Ostafrika).  
 Abbruch der Beziehungen zwischen Oesterreich-Ungarn und Portugal.  
 Neue italienische Offensive am Isonzo.
15. März: Beschießung von Lens.  
 Deutscher Erfolg bei Neuve Chapelle.  
 Die Höhe Toter Mann nordwestlich Verdun erstickt.  
 Rücktritt des Staatssekretärs v. Tirpitz.  
 Admiral v. Chapelle sein Nachfolger.

Schwere Geschütze bedrängen die Festung Verdun und ihre Forts. Und eines Tages wird auch diese ganze Herrlichkeit in Schutt und Asche versinken. Die Deutschen als Festungsbezwinger! Ein Thema, das nicht den kleinsten Raum in der Geschichte dieses Weltkrieges einnehmen wird. Wir zeigen Bilder von einigen Festungen, die von den deutschen Truppen erobert worden sind. An keiner Stelle ist es unseren Feinden gelungen, durch die im Frieden mit großen Kosten und bedeutenden Aufwendungen er-



Festung Grodno

richteten Befestigungswerke die Offensive der Verbündeten längere Zeit erfolgreich aufzuhalten. Im Gegenteil. Die Festungen, die in die Hand der Verbündeten fielen, haben ihnen außerordentliche Dienste als Stützpunkte geleistet. So haben sich die Verbündeten nicht nur als Meister im Feldzuge, sondern auch als Beherrscher des Festungskrieges erwiesen, und das deutsche Heer hat klar und deutlich gezeigt, daß es auch auf diesem Gebiete der Kriegführung gut ausgebildet und aufs beste vorbereitet war.



Die Hauskapelle eines württembergischen Lazarets

\*\*\*\*\* Bunte Ecke \*\*\*\*\*

Wucher

Weh', daß die Zunge, die das Große preist,  
auch fluchen muß dem niedern Geist,  
der ruchlos mit begieriger Hand  
noch nehmen will, wo Not er fand!

Franz Girtler

Ein Erlebnis

Da war ein junger Kriegsfreiwilliger in unserem Regiment. Wir lagen den ganzen Winter im Polygonwald im Stellungskampfe. Franzosen und Engländer gegenüber, oft nur fünfzehn Meter auseinander.

Wie das Frühjahr kam, erstand rundum neues Leben. Und auch die Latenluft unserer Leute nahm zu. Mit der lachenden, strahlenden Sonne...

Ach so, von jenem Freiwilligen wollte ich erzählen! Es ist eine kurze Geschichte. Ob sie traurig ist? Und wenn, sie ist eine der vielen Proben von deutschem Heldennut.

Am hellen Tage ging er mit noch zwei Kameraden hinüber, nur mit Handgranaten bewaffnet. Sie hofften, den Feind zu überrumpeln. Was ihnen gelang. Doch zu kühn wurde der junge Held. Eine Beute wollte er mitnehmen und griff so nach einem englischen Seitengewehr, das aber

zum Unglück — der Besitzer noch in Händen hielt... Wohlgezielte Kugeln machten dem Leben des tatenfrohen Jungen ein Ende. Vor dem englischen Graben blieb er liegen...

Warum ich euch das erzählt habe? Weil sich ein Beweis treuer Kameradschaft daran knüpft — dort vorne den Toten wegzuholen, war unmöglich. So gruben seine Freunde unter der Erde einen Gang zu ihm — mühsam, mit großer Vorsicht... Bis sie zu ihm kamen... In der Nacht schleppten sie ihn herein. Kameradenhände schaukelten ihm sein Grab und falteten sich über ihm...

Rudi Stopper

O diese Frühlingstage!

O diese Wundertage! Jeder Morgen von neuen Wunderliedern widerklingt, ein jeder Strahl, der Sonne tausend Blüten in heißem Liebestuß zum Leben bringt.

Ich seh' die goldnen sehnuchtsweiten Fernen, aus denen dieser Blütensegen lacht, da ist in mir mit einemmal das Feuer der alten Glückessehnsucht angefacht.

Ich starr' im Wonnerausch in all den Segen... Doch plötzlich füllen Tränen meinen Blick, und wie ein Notschrei ringt sich's aus der Seele: Hast du für mich nicht auch ein wenig Glück?

Hans Alfons Dürr



Die fleißigen Steinklopfer im Westen

Feldscher Schiller

Kriegserinnerungen aus Belgien und den Niederlanden

Erzählt von Hanns Baum

In einem schönen Herbsttage des Jahres 1746 war ganz Nördlingen auf den Beinen. Leuten, die nur selten fremde Gäste in Mauern sahen, ward ein seltenes Schauspiel teil: der Durchmarsch eines Husarenregiments. Wer laufen konnte, war unterwegs; jung alt zog hinter den Soldaten her, bis die Linger die Türme ihrer Georgskirche nicht sahen. Dann kehrten sie um und erzählten lange von den schneidigen Reitern.

Seit diesem Tage hatte der junge Bader Wundarzneigehilfe Johann Kaspar Schiller ruhige Stunde mehr. Beim Anblick der Hupen war seine alte Wanderlust wieder lebendig worden, und nun schrie sie in ihm so laut, daß er sie durch nichts mehr zu betäuben vermochte. Ja, er wollte in die Welt hinaus, wollte das langweilige, einformige Joch, in dem er seit einigen Jahren steckte, von sich abschütteln wie eine lästige Fliege — er wollte mit dem Regiment marschieren. Da ihm nicht mehr viel Zeit zum Ueberlegen blieb, wenn er die Spur der Reiter nicht ganz aus dem Auge verlieren wollte, setzte er seinem Prinzipal, dem Wundarzt Kramer, seinen Plan auseinander und malte ihm in leuchtenden Farben seine möglichen Ausichten im Felde vor. Kramer, der dem vermeintlichen Glück seines tüchtigen Gehilfen nicht hindernd im Wege stehen wollte, entließ den Abenteurer, wie er ihn, halb im Scherze, halb im Ernste, nannte, mit guten Wünschen. Schiller hatte seine sieben Sachen bald beieinander — und eines Morgens, ehe sich der neue Tag noch recht den Schlaf aus den Augen gewischt hatte, war der junge Schwabe bereits auf und davon.

Es war nicht schwer, die Spur der Reiter zu finden, da Schiller schon in Nördlingen erfahren hatte, daß es das Graf von Frangipanisches Husarenregiment sei, das nach den Niederlanden wollte. Diese Abtheilung gehörte zu den 6000 Mann, die der bayerische Kurfürst Maximilian Joseph III. England und Holland, die mit Oesterreich und Sachsen zusammen Preußen und Frankreich im Oesterreichischen Erbfolgekrieg gegenüberstanden, vertragsmäßig auf sechs Jahre zur Verfügung stellte. Schiller erreichte das Regiment freilich erst im Ollwangschen, bei Rosenbergh, wo es Quartier bezogen hatte. Er stellte sich dem Obersten vor und brachte seine Bitte, ihn als Feldscher anzustellen, an. Sein Wunsch konnte zwar vorerst nicht erfüllt werden, da zufällig keine solche Stelle frei war; man behielt ihn jedoch und gestattete ihm, im Gefolge bleiben zu dürfen. So marschierte er, wenn auch vorerst noch in keinerlei Eigenschaft, mit nach Belgien.

Nach einem mehr als sechswöchigen Marsch zog er mit dem Regiment in Brüssel ein, wo er sehen mußte, daß er nicht verhungerte. Aber wozu hatte er bei dem Klosterbarbier Fröschlein in Dentendorf drei Jahre gelernt; wozu hatte er seine Nase in Kräuterbücher gesteckt; wozu hatte er bei dem Barbier Martin Scheffler in Backnang und bei dem Chirurgen Johannes Seeliger in Lindau gearbeitet, wenn er jetzt nicht auf eigene Faust das unternehmen sollte, was er, wenn er daheimgeblieben wäre, doch gewagt hätte!

Er übte also seine Wundarzneikunde in Brüssel aus, so gut es eben ging, und hielt sich dadurch über Wasser. Das ging so etwa bis in die Mitte des Januar 1746, als die Stadt von den Franzosen angegriffen wurde, die zugleich das Husarenregiment nach Bergen im Hennegau vertrieben. Und Johann Schiller mit. Nun hieß es wacker ausschreiten, da es für ihn kein Pferd gab: zwei Nächte lang mußte er zehn Stunden hintereinander marschieren, bis sie nach Charleroi kamen. Der lange, beschwerliche Reifemarsch hatte die Körperkraft des jungen Mannes aufgefogen: er konnte nicht mehr, blieb liegen und mußte zusehen, wie sein Regiment weiterging. Das war hart für ihn. Als er wieder munter war, machte er sich auf nach Brüssel, um sich der dort zurückgebliebenen Kranken anzunehmen. Es kam aber anders, als er es sich gedacht hatte: er wurde vor den Toren Brüssels von den

gen gefangen genom  
mmmandeur geführ  
stand sein Leben  
mal unterwarf  
s, und als man  
daß er gekommen  
landschaften, kam  
ent, wo er die  
mer bei Wasser un  
in einem solchen  
nichts-träum  
heit, über sein  
hlich lag seine  
in dem er la  
sich als Schulk  
Jahre ordentl  
; er sah den  
er sich bemühte,  
sichen Sprache  
dann sah er sich  
es gerne gesehe  
diere. Doch diese  
argen Klippen hö  
was war das Verm  
cht, daß ihn die  
tte schicken köme  
rgt fein, und d  
angen, daß sich  
stige Kosten stürz  
raum auf und g  
ihm aber imm  
in einer klein  
nigermäßen sein  
weiter sah er je  
Mutter sich ber  
die Wundarznei  
die Lehrjahre  
Wozu an Zeite  
waren! Es w  
in dieses neue  
es ausstofen.  
So wurde  
er sich, seine  
wie sie es  
gut, er woll  
lange mehr  
freigestellt,  
Oberst von  
zu tun od  
zuwarten.  
zu tun it  
genossen  
ein, die  
Brüssel  
April k  
Regime  
zu rück  
weiter  
wohin  
panise  
Bei  
junge  
stren  
nicht  
an  
er  
den  
er  
ha  
B  
B  
h

Schiller  
aus Belgien und  
anden  
nns Baum  
ttage des Jahres  
if den Weinen.  
emde Gäste in  
eltes Schauspiel  
s Hufarenregime  
nterwegs; Jung  
her, bis die W  
gstriche nicht  
und erzählt n  
eitem.  
junge Baden  
par Schiller  
blick der Huf  
eder lebendig  
hm so laut, da  
uben vermochte  
us, wollte das  
in dem er selb  
abschütteln wi  
mit dem Regie  
mehr viel Zeit  
die Spur der  
vlieren wollte,  
darzt Kramer,  
ihm in leucht  
usfichten im  
rmeintlichen  
ht hindern  
Abenteurer,  
im Grnste,  
hatte seine  
und eines  
recht den  
war der  
Meiter zu  
erfahren  
che Huf  
rlanden  
Mann,  
eph III.  
ch und  
h im  
nden,  
gung  
eilich  
es  
sten  
her  
or-  
he  
e-  
so  
ei

den gefangenommen und als Spion vor  
ommandeur geführt.  
stand sein Leben auf dem Spiele.  
mal unterwarf man ihn eines strengen  
s, und als man ihm nicht nachweisen  
daß er gekommen war, um irgend etwas  
Landschaften, kam er als Kriegsgefangener  
Bent, wo er die Gesellschaft anderer Ge-  
ner bei Wasser und Brot teilen mußte.  
in einem solchen Schicksale hatte er sich  
nichts träumen lassen. Er hatte hier  
heit, über sein junges Leben nachzudenken,  
öblich lag seine Kindheit vor ihm wie ein  
in dem er lange nicht gewandelt war.  
sich als Schulknaben, der schon mit dem  
Jahre ordentlich schreiben und rechnen  
; er sah den alten Hauslehrer vor sich,  
r sich bemühte, ihn mit den Anfängen der  
schen Sprache vertraut zu machen — ja,  
damm sah er sich am Totenbette seines Vaters,  
es gerne gesehen hätte, daß sein Junge  
biere. Doch diese Hoffnung scheiterte an den  
arsten Klippen häuslicher Verhältnisse. So  
war das Vermögen seines Vaters denn doch  
cht, daß ihn die Mutter auf eine hohe Schule  
te schicken können. Acht Kinder wollten ver-  
gt sein, und da durfte er nicht noch ver-  
ngen, daß sich die Frau seinetwegen in un-  
tliche Kosten stürze. So gab er denn den schönen  
raum auf und griff zu Spaten und Hacke. Wo  
ihm aber immer seine freie Zeit erlaubte, las  
in einer kleinen Grammatik, um wenigstens  
nigermassen seinen Wissensdurst zu stillen. Und  
weiter sah er jenen Tag vor sich, an dem die  
Mutter sich bereit erklärte, ihn auf seine Bitten  
die Wundarzneykunst lernen zu lassen. Es kamen  
die Vehrjahre in Denkendorf und — ach was!  
Wo zu an Zeiten denken, die nicht zurückzurufen  
waren! Es war sein eigener Wille gewesen, sich  
in dieses neue Leben zu wagen — jetzt mußte er  
es auskosten. Gehe es wie es wolle!  
So wurde Schiller mit sich fertig, so zwang  
er sich, seine augenblickliche Lage so aufzufassen,  
wie sie es verlangte. Er war Gefangener —  
gut, er wollte schon dafür sorgen, daß er es nicht  
lange mehr bliebe. Es war den Gefangenen  
freigestellt, in einem Schweizerregiment unter  
Oberst von Diesbach als gemeiner Soldat Dienste  
zu tun oder weiter im Turm ihr Schicksal ab-  
zuwarten. Was blieb Johann Schiller anderes  
zu tun übrig, als dem Beispiel vieler Leidens-  
genossen zu folgen? Er trat bei den Schweizern  
ein, die die inzwischen eingenommene Festung  
Brüffel besetzten. Das war im Februar. Im  
April hörte dieser bequeme Dienst auf; das  
Regiment bekam Befehl, ins Feld vor Antwerpen  
zu rücken, und nach der Uebergabe dieser Stadt  
weiter gen Bergen im Hennegau vorzumarschieren,  
wohin damals, von Brüffel aus, das Frangi-  
panische Hufarenregiment beordert worden war.  
Bei der Belagerung dieser Stadt ging es dem  
jungen Soldaten nicht eben gut. Der Dienst war  
streng, der Aufenthalt in den Laufgräben gehörte  
nicht zu der angenehmsten Beschäftigung, weil  
an Schlaf kaum zu denken war. Sinnlich ward  
er so von Müdigkeit überfallen, daß er sich hinter  
dem Graben in einen Kornacker fallen ließ, wo  
er zwölf Stunden wie halbtot liegen blieb. Er  
hatte so fest geschlafen, daß er das Geschrei der  
Bomben überhört hatte, die um ihn herum den  
Boden aufgewühlt und ihn mit Sand bedeckt  
hatten. Doch auch diese Not nahm ein Ende,  
um freilich von einer anderen Pein abgelöst zu  
werden. Seine Armee mußte nach Charlevoi  
rücken, was aber nicht so leicht war, da sie mit  
den kaiserlichen Hufaren zusammentrafen, die  
ihnen siebenhundert Brotwagen wegnahmen.  
Durch diesen Verlust waren die Soldaten einer  
Hungerstnot preisgegeben, der viele Leute zum  
Opfer fielen. Johann Kaspar selber erbot sich,  
die Not dadurch zu lindern, daß er in einem  
Dorfe Lebensmittel einkaufen wolle. Als er mit  
reicher Ladung in das Standquartier zurückkehrte,  
war die Armee unterdessen weitergezogen — kein  
Mensch mußte, wohin. Zwei Tage irrte er plan-  
los umher, doch nirgends fand er seine Kame-  
raden. Dafür fanden ihn Hufaren von dem  
kaiserlichen Kalnockischen Regiment, die ihn als  
Gefangenen vor den Offizier brachten. Hier wurde  
er verhört, zu seiner Freude jedoch bald wieder  
freigelassen, da er seine früheren Beziehungen zu



Johann Kaspar Schiller in jungen Jahren

dem Frangipanischen Regiment nachweisen konnte  
und die Namen einiger Offiziere dieser Truppe  
zu nennen vermochte. Er bekam einen Paß und  
Geld, damit er sein ehemaliges Regiment wieder  
auffuchen könne.

Das war nun freilich leichter gesagt denn ge-  
tan. Tagelang streifte er durch das Land, bis  
ihm das Suchen zu dumm ward und er in  
Namur in einem kaiserlichen Lazarett landete.  
Hier stellte man den armen Kerl als Gehilfe bei  
einer Feldapothek ein. Bierzehn Tage lang er-  
warb er sich neue Mittel und erholte sich einiger-  
maßen von den Strapazen der letzten Wochen.  
Die Erstürmung der Festung durch die Fran-  
zosen kam ihm gelegen, sein Kleid gegen ein  
ein anderes umzuwechseln und mit dem Lazarett  
nach Roermund abzugehen, wo er um seinen  
Abschied bat. Der wurde ihm gewährt, und  
Schiller machte sich von neuem auf, seine Hu-  
faren zu suchen. Endlich fand er sie bei Lüttich  
in einer Aufregung, die keine Wiedersehensfreude  
aufkommen ließ. Es war nämlich eine große  
Schlacht gegen die Franzosen geplant, die Schlacht  
bei Rocour. Die alliierte Armee hatte Pech,  
denn sie wurde von den Rothosen bis nach  
Mastricht verfolgt. Das war im Oktober 1746. Bier-

zehn Tage später bezogen die erschöpften Truppen  
Winterquartier. Schiller zog mit seinem Regi-  
ment nach Mastricht. Der Rittmeister von Morgen-  
stern, gerührt von der Anhänglichkeit des tapferen  
Schwaben, stellte ihn als Eskadronfeldscher mit  
einem monatlichen Gehalt von 30 Gulden und  
zwei Dukaten Medizingeld an — das Geld für  
eine Montur und für ein Pferd mußte der  
Glückliche allerdings seiner eigenen Tasche ent-  
nehmen. Da er keine 200 Gulden hatte, schob  
ihm der Rittmeister die Summe vor, die Schiller  
in drei Vierteljahre abverdient hatte.

Im nächsten Frühjahr ging's wieder ins Feld.  
Als Feldscher hatte Schiller wenig zu tun. Die  
Verwundungen, die es bei kleineren Scharmücheln  
gab, nahmen seine Dienste nicht so in An-  
spruch, daß der tatendurstige Mann die Be-  
friedigung gefunden hätte, die er ersehnte. Um  
nun nicht zu rasten, bat er um die Erlaubnis,  
auf eigene Faust Streifzüge zu unternehmen, auf  
denen er denn auch manches erbeutete, gelegentlich  
aber auch in Gefahr kam. Das ging so bis  
zum Sommer hin. Am 13. Juli wurde sein  
Regiment von einem starken Kommando In-  
fanterie in Nispen, drei Stunden von Bergen  
op Zoom, überfallen, bat er um die Erlaubnis,  
Kämpfen. Da hieß es, den Pflasterkasten zu-  
klappen und mittun. Das kam dem Burschen  
gerade recht. Er hatte sich schon lange nach  
einem Augenblick gesehnt, wieder einmal etwas  
Großes zu erleben — jetzt schien ihm der rechte  
Zeitpunkt dazu gekommen. Es war in Nispen  
auf der Gasse. Schiller stieg zu Pferd, hatte  
aber übersehen, daß ihn vier Franzosen aufs  
Korn nahmen. Eben wollten die auf ihn an-  
schlagen, als er, die heikle Lage noch rechtzeitig  
überblickend, sein Pferd zu einem Sprung an-  
trieb, daß die Schüsse der vier in den Leib des  
Tieres drangen, aber ihn unbeschädigt ließen.  
Mittlerweile waren, durch den Lärm angelockt,  
von allen Seiten Hufaren herbeigesprengt, die  
den Feldscher aus der Gefahr befreiten.

Dieses Abenteuer beschließt eigentlich die frie-  
gerische Laufbahn des Feldschers Johann Kaspar  
Schiller in Belgien und in den Niederlanden.  
Was die Frangipanischen Hufaren später noch  
durchzukosten hatten, war nicht von Belang, als  
daß hier weiter davon gesprochen werden mußte.  
Schiller, der überall, sowohl auf dem Felde wie  
auf den Verbandplätzen, seinen Mann gestellt  
hatte, war bei seinem Rittmeister gut angeschrieben.  
Sein Vorgesetzter war bald dahinter gekommen,  
daß dieser Schwabe mehr war als ein gewöhn-  
licher Bartträger. Und so schenkte er ihm seine  
Günst und nahm ihn auf einer Vergnügnungsreise  
nach Haag mit, wo Schiller viele schöne Städte  
kennen lernte und nicht verfehlte, die Sitten und  
Gebräuche eifrig zu studieren. Ein andermal  
machte er mit seinem Rittmeister eine Fahrt nach  
Amsterdam — ja, er kam sogar bis nach London.

Als die schönen Tage vorbei und die beiden  
Reisenden wieder auf der Rückreise waren, er-  
fuhr sie, daß ihr Regiment bis auf zwei Es-  
kadrons abgedankt werden würde. Das gefiel  
Schiller nicht. Er wartete nicht auf seinen Ab-  
schied, sondern nahm ihn freiwillig und rüstete  
sich zur Heimreise in sein Vaterland.

Es war am 4. März des Jahres 1749, als  
Johann Kaspar Schiller sein eigenes Pferd sattelte  
und den Kameraden die Hand schüttelte. Von  
seinem Rittmeister ward ihm der Abschied ganz  
besonders schwer, denn der hatte sich ihm gegen-  
über in den letzten Monaten wirklich wie ein  
guter Freund gezeigt; ihm hatte er Anregung  
und Zerstreuung zu verdanken, ihm verdankte  
er sein Fortkommen und die Erweiterung seines  
Gesichtskreises.

Er setzte sein Pferd in Vorcel bei Falkens-  
woerth in Trab und ritt durch den Frühling —  
heimzu. Zehn Tage war er unterwegs. Am 14. März  
hielt er in Marbach vor dem Goldenen Löwen und  
eilte zu seiner Schwester Eva Margareta, die an  
den Neckarischer Stolpp verheiratet war.

Die aber ließ einen Krug Wein auftragen und  
ein Vesper, und nun ging's an ein Erzählen bis  
in die Nacht hinein. Und wahrlich, es lohnte  
sich schon, daß der in Sturm und Wetter hart-  
gepöhlte Schwabe seine Kriegserlebnisse zum  
besten gab, denn in den drei Jahren hatte er  
so viel erfahren, daß er hätte ein ganzes Buch  
darüber schreiben können.



Über  
S. Schöpfer

In Nordlingen

## Der Karawanenzug

Ein türkisches Stimmungsbild von  
Johanna Weiskirch

Wache ich oder träume ich?

Nein, ich wache und sitze auf dem Rande meines Sagers, vorgeneigten Hauptes den aus der Ferne zu mir tönenden, bald tieferen, bald helleren Glockenklingen lauschend. Durch die weitgeöffneten Fenster meines Schlafzimmers gleiten leise und geheimnisvoll die berückenden Zauber der orientalischen Vollmondnacht. Näher und näher klingen die Glocken, wunderbar weich und melodisch gestimmt. Nun sind sie ganz in der Nähe meines Hauses. Zwischen ihre Klänge tönt in rhythmischen Pauken der langgezogene Ruf einer Menschenföhle. Was mag das zu bedeuten haben?

Ich erhebe mich und schaue vom Erkerfenster meines Arbeitszimmers auf die vorüberführende Hauptstraße der altberühmten Stadt Konium. Das Mondlicht füllt die von mächtigen marmornen Löwen getragenen bröckelnden Bogensfenster einer imposanten Ruine aus der Selbstschulenzzeit mit silbernen und goldenen Transparenten, und läßt die einen köstlich geschweiften Balkon in Hufeisenform umgebenden kunstvollen Fayencen in magischem Schimmer aufsprühen. Vom hohen Burgföhler herab rieseln aus Mondglanz gewobene Schleier kosend und schmeichelnd an den ungesügten Mauern hernieder, und unwillkürlich schaue ich hinauf, ob nicht das Märchen und die Sage beim Klang der Glocken, die mich aus dem Schlafe riefen, in trauter Gemeinschaft auf die Burgaltane treten, um ins Land hinauszulauschen. Und ich stehe und harre. — Und da zieht sich die Straße herauf mit lang-



Phot. J. Sarkányi, Wien  
Linienchiffsleutnant Demet. Kenjovic

Bei einem Angriff auf Balona gelang es den Italienern, ein Flugzeug der österreicherisch-ungarischen Luftflotte zu treffen, aber dieses kleine Malheur diente dazu, den Ruhm der k. und k. Flieger noch zu erhöhen. Der Führer des kleinen Geschwaders war der Linienchiffsleutnant Kenjovic. Als dieser Offizier sah, daß eines seiner Flugzeuge flügellos ins Meer fiel, hielt er sofort darauf los und nahm die verunglückten Kameraden trotz feindlichem Feuer zu sich.

samen feierlichen Schritten, wie ein Bild Tausendundeine Nacht — eine Karawane voran, auf prachtvoll gezäumtem edlem Vollhengst, ein hochgewachsener, dunkelbärtiger Herr und Gebieter der Karawane. Eine imponierende Erscheinung ist er. Seine geschmeidige Gestalt ist in reiche Gewänder gekleidet, dem Leibgurt funkeln und gleißeln die edelsten besetzten Griffe echter Damaszenerwaffen. Auf dem ausdrucksvollen Haupte trägt er zum Zeichen, daß er sich zu den direkten Nachkommen Propheten zählt, einen grünen Turban. Auf dem bronzefarbenen Antlitz flammen über den gebogenen Nase ein Paar tiefschwarze Augen mir herüber, als er langsam vorbeischießt, gebannt lehne ich am Fensterkreuz.

Und dann kommen die Kamele. Sie sind Teil mit prächtigem Zaumzeug, mit Teppichen und Taschen von köstlichem Glanz und leuchtenden Farben geschmückt und tragen um den Hals an blauen Perlenketten die tönelnden Glocken. Ihre Leiber sind mit den Schätzen des inneren Landes beladen. Ein Duft von Schirasrosen und Sandelholz zieht in mein Gemach und umfängt mich schmeichelnd die Sinne. Stumm, hochgehobenen Hauptes, weder rechts noch links schauend, schreiten die Kamele vorüber. Hunderte und Hunderte!

Mit dem stolzen, gemessenen Gange, den die unermessliche Weite der Wüste ihnen eignet, ziehen sie, den Ruf der braunen Führer folgend, nach der Stätte der modernen Kultur. Da dampft schon die Lokomotive, deren schnaubende Kraft die Lasten, die der Wüste Schiffe in wochenlanger Geduld durch Sand und Sonnenbrand getragen, in wenigen Stunden zur Meeresküste bringen wird.



Mit dem Balkanzug von Berlin nach Bagdad